

## VI.

### Der Seeoffizier im Kriege

**G**eteilt ist die öffentliche Meinung in ihrem Urteil über die Rolle, die der Seeoffizier im Kriege, besonders gegen das Ende des Krieges zu gespielt hat. Die Einen häufen uneingeschränktes Lob auf ihn, wälzen die Schuld an den Meutereien in der Flotte auf die Heimat ab, die Judas gleich den Dolchstoß von hinten geführt habe, während die Andern das Seeoffiziercorps der Sünde zeihen, den Zerfetzungsprozeß des Geistes der Flottenmannschaften durch falsche Behandlung, durch provokatorisch hochmütiges Auftreten und andres mehr hervorgerufen und gefördert zu haben. Schreiten wir zur Analyse, Niemand zu Liebe, Niemand zu Verle.

Früher, das heißt: vor dem Regierungsantritt Wilhelms des Zweiten erfreute sich Jedermann in der Kaiserlichen Marine eines beschaulichen und, wenn auch bescheidenen, so doch zufriedenstellenden Daseins, das harmonisch abgetönt zwischen Arbeit und genussreicher Erholung abwechselte. Jene wurde hauptsächlich in heimischen Gewässern, in dem kleinen Verband der Manöverflotte, die aus einigen Panzern bestand, geleistet, während diese die verhältnismäßig vielen Kreuzerstationierungen übersee zu ihrem Recht kommen ließen. Der Begeisterung für den schönen Beruf wurde im Ausland immer neue Nahrung zugeführt, in Ost- und Nordsee durch den einförmigen Dienst an Bord der Panzer- und Schulschiffe naturgemäß ein wenig Abbruch getan. Unter Wilhelm dem Zweiten wurde allmählich immer schärfer betont, daß die Flotte nicht allein friedlichen Zwecken diene. Die heimischen Verbände wurden rapid ausgebaut, und der Betrieb auf

ihnen intensiv aufgenommen, während der Auslandsdienst in den Hintergrund geschoben wurde. Nur noch einige Kreuzer waren außerhalb der heimischen Gewässer stationiert. Das Leben in der Marine spielte sich fast nur noch in der Ost- und Nordsee an Bord der Panzerkolosse ab. Strebertum wurde großgezogen. Die im Ausland meist recht selbständigen Kommandanten wurden in den Geschwadern daheim zu Dampfdroschenkutschern degradiert, die mit ihren Schiffen hinter dem Admiralschiff herzufahren hatten, die, von Inspizierung zu Inspizierung gedrängt, für ihre Beförderung zitterten und gute Leistungen durch unablässiges Drillen ihrer Schiffsmannschaften erzielen zu können glaubten. Vergebliche Mühe wars. Außerlich mag der Erfolg sich zuweilen eingestellt haben, jedoch eben nur äußerlich. Der Geist litt. Bei den Offizieren, Deckoffizieren und Mannschaften verflüchtigten sich immer mehr und mehr die Liebe und Hingabe an den Beruf. Hinzu traten allerhand Faktoren, die das Marineoffiziercorps unter sich entzweiten, also Seeoffiziere, Sanitäts-offiziere, Ingenieure, Zahlmeister. Sie sind an Bord zu engem Zusammenleben verurteilt, sollten sich also innigst zusammenschließen; aber kleinliche Rangstreitigkeiten, hervorgerufen durch die Ueberhebung junger Seeoffiziere, und gesellschaftliche Reibereien brachten sie auseinander. Die Deckoffiziere, diese alten, aus dem Unteroffizierstand hervorgegangenen Herren, auf denen an Bord eine große Verantwortung lastet, die an Diensterfahrung in ihrer speziellen Branche den Seeoffizieren vielfach erheblich überlegen sind, haben sich und gar zu oft mit Recht über Nichtachtung zu beklagen gehabt. Endlich wuchsen die Unzufriedenheit und die Erbitterung der Unteroffiziere, Matrosen und Heizer während des Krieges von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Grund hierzu gab letzten Endes der Seeoffizier. Er, der an Bord unumschränkter Herrscher ist, hat es in der Hand, jede, aber auch jede — somit auch eine sozialdemokratisch angefränkelte — Mannschaft zu einem ihm willenlos ergebenen Instrument zu machen. Einzig von den Qualifikationen des Seeoffiziers hängt es ab, ob eine Schiffsbesatzung gut ausgebildet und diszipliniert, befehlt von aufopferungsfreudigem Geist, sich mit dem Willen zum Siege in den Kampf stürzt, oder ob das Gegenteil eintritt, nämlich Meuterei, wie wir sie Anfang November 1918 erlebten. Tatsache ist, daß der deutsche Seeoffizier dieses Resultat: Meuterei, um der Schlacht auszuweichen, als Folge seiner Betätigung auf dem Gebiet: „Behandlung von Untergebenen“ zu verzeichnen gehabt hat. Wie konnte sich das ereignen, in Preußen-Deutschland, in der Flotte, von der im Frieden meist angenommen wurde, daß sie sorgfältig gesiebtes Offiziersmaterial besäße?

Im August 1914 sprach man vom Krieg als von einem Stahlbad, das den Gesundungsprozeß des deutschen Volkes herbeiführen würde. Hier, in dem gewaltigen, uns aufgezwungenen

Ringen gegen eine Welt von Feinden, so hieß es, würde sich jeder gute Deutsche bestreben, alle selbstsüchtigen Regungen hintanzuhalten, würde jeder Einzelne nur für das Wohl Aller sich aufopfern, für die Gesamtheit eintreten. Wer sprach so? Undeutsch versuchte Staatsmänner und Volksvertreter, unzurechnungsfähige Professoren und gewissenlose Reizungs-kribisare. Wer sich seine fünf Sinne gesund erhalten hatte, der mußte, daß letzten Endes Mord und Raub, wie sie durch die staatliche Organisierung eines Massenblutbades voraeschrieben waren, zum allerkräftesten Egoismus weit mehr als zur Aufopferung erziehen mußten. So kann es schließlich auch dem Seeoffizier nicht verübelt werden, wenn er, aus der Kriegspsychose des Anfangs erwacht, nur an sich und an seinen Vorteil dachte. Tat er es aber wirklich, als er, zum Beispiel, dafür sorgte, daß sein Tisch stets reichlich gedeckt, sein Weinkeller nie leer wurde? Durch die Meuterei, die Anfangs November 1918 ihren Ausgang von der Flotte nahm, wird diese Frage verneint.

So ungefähr ist zu erklären, daß der gute Geist unter den „blauen Jungen“, für die früher bei uns kein Lob laut genug sein konnte, erstarb. Dutzende von Erklärungen und Entschuldigungen haben wir aus dem Munde von Seeoffizieren gehört: die Heimat sei an der Verfestung des Geistes schuld, sozialdemokratische Agitation und Flaumacherei; die Tatenlosigkeit der Flotte, das ewige Einerlei hätte niederdrückend gewirkt; es hätte an fähigen Flottenführern gemangelt, die Leitung der Marine sei bei jeder Initiative gewesen, der junge Nachwuchs im Offiziercorps hätte versagt, hätte üblen Einfluß ausgeübt; die Reserveoffiziere seien kein vollgültiger Ersatz gewesen; das Vertrauen zum Material hätte vielfach gefehlt: und so weiter, und so weiter. Die Antwort des Kritikers auf diese Vorwürfe lautet: teils berechtigt, teils unberechtigt. Die Oberste Heeres- und Flottenleitung ermannelte fraglos der Initiative. Hier herrschte Planlosigkeit, als Ausfluß der Bluff-Taktik. Daß bewährte Führer fehlten, das verschuldete die Methode des Herrn v. Tirpitz, Jeden, der als guter Flotten- oder Geschwaderchef in Betracht kam und somit auch ihn einmal ersetzen konnte, bei Zeiten zu beseitigen. Die Ansichten über die Unfähigkeit der einzelnen Admirale gehen im Seeoffiziercorps selbstverständlich auseinander, jenachdem, zu welcher Partei der Beurteiler hält. Kapitänleutnant v. Flottwell schrieb in einem kleiner Blatt am neunzehnten März 1919: „Capelle und Holzkendorff haben es verschuldet, daß der einst so starke Offensivgeist mehr und mehr erlahmte.“ Von anderer Seite wieder wird Holzkendorff in den Himmel gehoben. Auf Tirpitzens Schuldkonto ist auch der Mangel an Vertrauen zum Material zu buchen. Die Tatenlosigkeit der Schlachtschiffe, das ewige Einerlei an Bord — dergleichen war keineswegs unsrer Flotte allein beschieden. In

England mußte man sich durch zweckmäßige Unterhaltung und Vermeidung unnötigen Drills mit diesem Zustand abzufinden. Ueber die kindliche Auffassung, die Heimat sei für den Zusammenbruch verantwortlich, kein Wort. Eine lahme Entschuldigung ist's ferner, daß der junge Nachwuchs im Offiziercorps üblen Einfluß ausgeübt habe. Hat nicht der ältere Offizier die Verpflichtung, solchen üblen Einfluß zu hindern? Hatte er nicht genügend Mühe hierzu, da doch die Schlachtschiffe fast ständig im Hafen lagen? Bei unsern an preußische Disziplin gewöhnten Offizieren war es jedem Kommandanten, jedem ersten Offizier leicht, mit den schärfsten Mitteln einzuschreiten. Freilich: man mußte „wollen“ und mußte selbst eine pflichtgetreue Auffassung von seinem Dienst haben. Aber diese pflichtgetreue Auffassung ist eben in den vier Jahren verloren gegangen; was in Preußen-Deutschland nicht zu verwundern war! Vor kurzem lief die Nachricht durch unsre Presse: in einem Offizierskasino des besetzten linksrheinischen Gebiets habe ein amerikanischer Leutnant nach dem Genuß starken Weins in vorgerückter Stunde dem bedienenden deutschen Mädchen eine harmlose Liebkosung zuteil werden lassen; dafür sei er mit dem Verlust des Offiziersranges bestraft worden. Typisch — ich kenne die Verhältnisse in der nordamerikanischen Flotte ein wenig. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg traten, verzichteten die Seeoffiziere auf ihre Messelbesetzung und teilten das Essen mit der Mannschaft. Bei uns hörte man nichts davon, und ein Leutnant, der im besetzten Gebiet einer Einheimischen eine Liebkosung — auch wenn sie nicht harmlos gewesen wäre — hätte zuteil werden lassen, wäre zum allermindesten stillschweigender Duldung sicher gewesen. Machen wir uns doch nichts vor. Während des Krieges galten Wein, Weib und Spiel mehr denn je. Ein Dudmäuser, wer da einen Wortwurf erhebt. Aber diese „Zerstreuungen“, die dem jungen Menschen, zumal in solchen Zeiten, nachgesehen werden müssen, dürfen nicht Reservatrecht einer Klasse — des Offiziercorps — bleiben, wenn das Leben dieser Klasse infolge der Bordverhältnisse sich vor den Augen der gesamten Mannschaft abspielt, der Mannschaft, die fast durchgängig von dergleichen Vergnügungen ausgeschlossen ist. Das macht böses Blut, vermindert die Achtung und läßt den guten Geist ersterben.

In allen den Artikeln, darin Seeoffiziere sich bemühen, ihre Schuld abzuleugnen oder wenigstens zu bemänteln, findet sich immer wieder der Satz: „Es muß eingestanden werden, daß auf einzelnen Schiffen gesündigt worden ist.“ Rechten wir nicht darum, wie viele der Missetäter waren. Das Gleiche gilt von der Behandlung der Leute. Auch hier wird eingeräumt, daß sich „gewisse Mißstände“ zuweilen eingestellt hätten. In einer vieler Zeitung vom dritten Februar 1919 liest man: „Es gibt kein Buch, das groß genug ist, alle die Klagen aufzuzählen, die

gegen die frühern Machthaber erhoben sind. Oft genug haben wir den Vorgang beobachtet, daß einer der wenigen Offiziere, die uns menschlich näher treten wollten, dieses mit einem a. D. zu verbinden hatten.“ Es sprechen hier seemännische Unteroffiziere aller Branchen, und sie sprechen die Wahrheit, denn in der Tat wurde es von den hohen Vorgesetzten nicht gern gesehen, wenn sich der Offizier seinen Leuten gegenüber als „Mensch“ erwies.

Der Admiral Kalau vom Hofe schrieb im Januar-Heft des ‚Türmer‘ von 1919: „Es ist leider Tatsache, daß zur Abwehr der im Laufe des Krieges in der Flotte angeschwollenen Unzufriedenheit zweckmäßige Maßnahmen nicht rechtzeitig ergriffen worden sind. Das Seeoffiziercorps in allen Dienstgraden ist offenbar außerstande gewesen, den wahren Grund der unerquicklichen Verhältnisse zu erkennen und durch geistige Arbeit und der tatsächlichen Entwicklung der Dinge Rechnung tragende Vorlesungen entgegenzuwirken. Mit einer Vertrauensseligkeit sondergleichen haben die höhern Dienststellen, die durch die Erfahrungen des Juli 1917 hätten gewarnt sein sollen, die Dinge gehen lassen. Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß keine Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein sollen. Das Mißtrauen der Untergebenen in den guten Willen der Führer fraß wie eine Krebskrankheit an dem guten Geist der Flotte.“

Alle die Anklagen, die ich im November 1918, als die Zensur eben abgeschafft war, gegen die Seeoffiziere erhoben habe, sind mittlerweile aus ihren eigenen Reihen als berechtigt zugegeben worden. Betrachtet man das Ergebnis der Haltung des Seeoffiziers im Kriege, so läßt sich, auch wenn man das „verruhte“ alte System, das nun gottlob zusammengebrochen ist, großen Teils verantwortlich machen muß, schwer das Gefühl bitterer Enttäuschung unterdrücken. In der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ schrieb Emil Ludwig am dreiundzwanzigsten Februar 1919 über die tieler Revolution: „Die Aufständigen fuhren längsseit der Kriegsschiffe und forderten, Waffen in den Händen, das Aufziehen der roten Flagge. Nirgends stellte sich ein Offizier mit der Waffe in den Weg, und da dann in ganz Deutschland unter all den Tausenden, die zweihundert Jahre lang die Vorrechte königstreuer Familien genossen, kein Duzend Männer für den Königsgedanken gefallen ist . . .“ Im Unglück die Treue zu wahren, ist schwerer, als im Glück ein Glas Sekt auf C. M. zu leeren!

(Fortsetzung folgt)